Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 26 **Bremen-Berlin, den 25. Juni** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

An unsere Leser!

Wir bitten unsere Leser, ihr Abonnement rechtzeitig zu erneuern und wir bitten wie gewöhnlich, nur eindringlicher als sonst, noch um mehr, um Empfehlung des „Protestantenblattes" in befreundeten Kreisen, um treue Werbearbeit. Die Zerbröckelung des Jesuitengesetzes macht die Mission unseres Blattes ernster und verantwortungsvoller noch, als sie war. Denn nur der freie Protestantismus, den wir pflegen, ist im stande, die jesuitische Gefahr zu bestehen. Helft uns deshalb, den Geist des freien Protestantismus in die weitesten Kreise unseres Volkes zu tragen. Redaktion und Verlag.

Inhalt: Gott der Kalenderherr. Von G. Freybe. — Die Phantasie als gestaltende Seelenkraft. III. Von L. Kade. — Die Jesuiten. I. Von einem Jesuiten. — Zum Bericht über den XV. Evangelisch-sozialen Kongreß in Breslau. II. Von Alfred Fischer. — Soziale Aufgaben. Von O. V. — Vom Büchertisch.

Gott der Kalenderherr.

„Dein ist der Tag, und dein ist die Nacht; du hast das Licht und die Sonne hergerichtet. Du hast alle Grenzen der Erde festgestellt; Sommer und Winter, du hast sie geschaffen." Psalm 74, V. 16—17.

Bei uns kennt man keinen Tag ohne Sonne und ohne Nacht, keinen Sommer, dem nicht ein Winter folgte. So scheinen immer Gegensätze eng verbunden. Kein noch so großes, weites Land ohne bestimmte Grenzen; kein Licht ohne Schatten, kein Leben ohne Tod; kein Mensch ohne Seufzen; keine Freude ohne Leid; keine Rose ohne Dorn. Diese feste Ordnung der Natur war schon den Alten bekannt, auch dem Sänger des 74. Psalmes. Er führt sie auf Gott zurück; von ihm weiß er alles bereitet, beherrscht, gelenkt. Er schließt daraus, daß Gott auch das Gute, das Recht, die Unschuld, die Wahrheit leiten und zum Siege bringen, das Böse und Unrecht aber niederdrücken und vernichten wird. Das ist ein gewaltiger Glaube, ein Stück wahrhaft ethischen Monismus. Nicht ein Gott des Lichts und ein anderer der Finsternis, nicht ein Spender der Ordnung, des Gesetzes und der Weisheit und ein finsterer Dämon der vernichtenden Mächte werden einander gegenübergestellt; Gott erscheint auch nicht etwa nur als der Mächtigere — die Verse 13 und 14 heben allerdings triumphierend hervor, daß Gott „die Häupter der Seeungeheuer auf dem Meere zerbrochen, die Häupter des Leviathan zerschmettert" habe —; nein, Gott ist hier der All-Eine, der All-Herr, der Tag und Nacht, Sommer und Winter mit ihrer wechselvollen, bald heilsamen, bald schädlichen Witterung heraufführt. Wenn aber alles Gott gehört, so auch der Mensch; von ihm kommt auch das Menschenleben mit seinem Dunkel, seinen Rätseln, Enttäuschungen, Launen und Willkürlichkeiten; unsere Jugend und unser Alter, unser Wirken und Ernten ist sein.

Aus und an der Natur hat der Psalmist diese Gewißheit erlangt und sie trotz der Natur, die oft sarkastisch ihr eigenes Widerspiel zu treiben scheint, behauptet. Wenn Gott aber der große Kalendermacher ist, dann stammt am Ende auch von ihm der Schicksals-, Welten- und Geschichtskalender, dann dürfen wir in allem seine Hand fühlen, auch wo sie als eine fremde und harte uns erscheint, und uns unter sie beugen: „Du bist mein Gott, meine Zeit stehet in deinen Händen." Mißmut und Wehmut, die der eiligen Zeit schneller Flug so leicht erzeugt, wie auch der ungemütliche, hastige Wechsel in Klima und Lebensweise, ist hier überwunden, weil die Hoffnung auf bessere Zeit ihren Grund hat in der Gewißheit einer höheren Macht.

Auch deutsche Dichter haben ähnlich empfunden. Die Natur mit ihrer Unbeständigkeit und ihrem Wechsel, hat nicht nur bedrückend, sondern auch erhebend, ermutigend gewirkt. „Drum still, und wie es frieren mag, o Herz, gib dich zufrieden; es ist ein großer Maientag der ganzen Welt beschieden. Und wenn dir oft auch bangt und graut, als sei die Höll' auf Erden, nur unverzagt auf Gott vertraut, es muß doch Frühling werden." Zwar es ist ihnen nicht immer leicht geworden, nun auch selbst so zu hoffen und zu glauben, wie sie gesungen, auf einen Jugendfrühling noch im Greisenhaar. Emanuel Geibel, dieser deutsche Naturprophet, der zuerst manches jetzt allbekannte Volkslied auf der Harfe seiner Lyrik gespielt, fuhr einst alt und einsam den Rhein hinunter an den Stätten jugendfroher Studentenzeit vorüber, da begegnete ihm ein Schiff voll buntbewegten Lebens, und aus den Kehlen der blumenbekränzten Mädchen und seelenvergnügten Musensöhne erklang mit Macht sein Lied, Geibels Lied: „Der Mai ist gekommen." Die jungen Sänger ahnten nicht in dem so still und in sich versunken an ihnen vorbeigleitenden Alten den Dichter ihrer fröhlichen Klänge, und in dem Dichterherzen selbst zuckte ein tiefes Heimweh empor, lang schaute er dem frohbelebten Boote nach: „Mir war's, als führe drinnen von dannen meine Jugend." Aber er hat sich stets wieder durchgerungen zum Glauben an den Kalenderherrn, der auch des Lebens Herbst schafft, der über den Tag des Wirkens wie über die Ruhe am Abend verfügt. Wo eine einheitliche Naturbetrachtung das erreicht, diese religiöse, kraftvolle Gelassenheit, dieses jeder Zeit zu äußerer Resignation fähige, aber in sich doch unerweichliche Gottvertrauen, da ist zugleich Christi Geist, der

auch nicht über den toten Sperling auf der Gasse jammerte oder über das Kahlwerden der Greisenhäupter buddhistischen Weltschmerz empfand, sondern auch im Altern und Sterben die Ordnung und das Walten dessen empfand, zu dem seine Vorfahren einst gesprochen: Dein ist der Tag, und dein ist die Nacht; Sommer und Winter, du hast sie geschaffen. Auch meine Zeit stehet in deinen Händen!

G. Freybe.

Die Phantasie als gestaltende Seelenkraft.

III.

Die Phantasie als darstellende Seelenkraft ist die Lebenskraft der Kunst; denn die ergreifende Darstellung des Bedeutenden ist die Aufgabe der Kunst. Goethe hat deshalb auch die Phantasie als seine Göttin gepriesen. In den verschiedenen Künsten kommen alle Leistungen der Phantasie zur Geltung. Auf den Flügeln der Phantasie werden die Kunst schaffenden oder genießenden Menschen zu einem freieren und schöneren Leben emporgehoben. Ernst ist das Leben — heiter die Kunst.

Anfänge der Kunst zeigen schon die ältesten uns bekannten Lebenszeichen der Menschen, wie z. B. die in Knochen oder Höhlenwände eingeritzten Bilder.

Aus geschichtlicher Zeit hat die Baukunst die ältesten Denkmäler hinterlassen. Die Baukunst begann bei seßhaften Völkern, sobald sie aus wetterbeständigen Stoffen Häuser erbauen lernten, auch für ihre Könige und Götter. Die Baukunst lebt im wohlgefälligen Ausdruck des Gegensatzes von ruhender Last und stützender Kraft. Deshalb hat der Baumeister mehr wie alle anderen Künstler sich mit den Naturkräften und -gesetzen vertraut zu machen. Deshalb sind auch die Grundgesetze der Baukunst den Naturerscheinungen, vor allem der Gestalt des Menschen, abgesehen; z. B. die einheitliche Erscheinung im Zusammenwirken der Glieder, die Gleichgewichtslage der einander entsprechenden Glieder zuseiten einer senkrechten Mittelaxe (also die Symetrie) zum Ausdruck von Ruhe und Festigkeit, der Einklang (die Harmonie) bei allen Erscheinungen, in denen ein Gegensatz besteht, z. B. im Verhältnis von Höhe zur Breite, endlich Wahrheit in der Formgestaltung, entsprechend dem verwendeten Baustoff und nach den Aufgaben des Gebäudes wie seiner Glieder.

Die bei verschiedenen Völkern ihrer eigenartigen Phantasiebegabung entsprechende Durchführung der angeführten Kunstgesetze hat die verschiedenen Baustile ergeben.

Daß in der Baukunst statt der Phantasie Phantastik formschaffend sein kann, zeigen nicht bloß ostasiatische, sondern auch die neuesten Stadtbauten im Jugendstil. Wie die Phantasie des Kindes alles Bedeutsame in Übergröße erfaßt und darstellt, so suchten kindliche Völker die Macht ihrer Könige und die Hoheit ihrer Götter in Riesendenkmalen und -bauten darzustellen. Pyramiden, Tempel, Paläste geben hierfür Zeugnis. Die dabei nötige Bewältigung riesiger Gewichte führten zu einer Kette von Erfindungen, also zu einer gesteigerten Betätigung der schöpferischen Kraft. Zur Reife der Schönheit ward die Baukunst erst durch die griechischen Meister im 6. und 5. Jahrhundert vor Christus geführt, die den Menschen selbst als das Maß aller Dinge erkannten. Ihre Tempel, Tore und Häuser gingen vom Riesenmaß der Orientalen auf das menschlich Faßliche zurück.

Die für die Schönbaukunst geltenden Gesetze gelten ihrem Wesen gemäß auch für die anderen Künste; z. B. Einheitlichkeit des Kunstwerks bei allem Reichtum seiner Teile, Formausgestaltung nach der Aufgabe des Kunstwerkes, Harmonie in den Gegensätzen. — Wie diese Gesetze dem Stoffe entsprechend angewendet werden, bestimmt die eigenartige Phantasiebegabung des Künstlers.

Wie die Baukunst, haben auch die Bildhauer und die Malkunst griechische Meister aus dem harten Knechtschaftsdienst der Orientalen zu freier Entfaltung geführt. Die Sphinxe und Greifen, die Reliefs und Malereien an den orientalischen Tempeln und Palästen sollten in ihrer Übergröße, ihrem finsteren Ernst, auch durch die Grellheit der Farben die Unterwürfigkeit vorstellen und erwecken, die der Orientale seinem König und Gott schuldig war. — Der Grieche sah dagegen in vollkommener Menschlichkeit das Höchste, darum stellte er seine Helden und Götter in menschlicher Schönheit und Freiheit dar. Die für Götter und Helden angemessen befundene Gemütsruhe zeigte sich bis etwa 400 vor Christus auch in ihren Standbildern. Seit dem Peloponnesischen Kriege mit seinen aufregenden Wechselfällen fanden in Standbildern auch die Gemütsbewegungen ergreifenden Ausdruck, soweit bekannt, zuerst in der Niobiden-Gruppe des Skopas. Für das Bauwerk ist der Raum die Seele, für das Standbild die Lebenstreue, für das Gemälde Licht und Farbe.

In der Malerei können lebende Gestalten freier wie in der Bildhauerkunst dargestellt werden. Sie können schwebend und fliegend, von körperlicher Schwere befreit, gezeigt werden. Diese größere Freiheit gebot andererseits dem Maler, in seinen Phantasieschöpfungen umsomehr eine wohlabgewogene Gruppierung und einheitliche Auffassung der zusammengeschauten Gestalten zu beachten, auch der flächenhaften Darstellung Tiefe zu verleihen, durch Licht- und Farbenabstufungen, durch Verkürzung und Verschiebung der Umrisse.

Schaffen die bildenden Künste ihre Werke im Raum, so die Tonkunst in der Zeit. Tonbilder hinter einander folgend, ergeben das musikalische Kunstwerk, das nicht, wie ein Gemälde, mit einem Mal zu erfassen ist. Der Zuhörer muß sich, vom Ohr zum Gemüt gehend, das musikalische Kunstwerk von neuem schaffen, wie es einst aus dem Gemüt des Künstlers, zum Ohr und zum Griffel gehend, erschaffen war.

Das vollkommene Tonwerk bringt, meist aus einem Vorspiele hervorgehend, die leitende Stimme, aus der sich die Stimmung des Ganzen dann ergibt. — Diese leitende Stimme ruft Nebenstimmen hervor, gerade wie jede herrschende Gemütsregung Gefühle verwandter oder gegensätzlicher Art anregt. Wie diese die herrschende Gemütsregung verstärken, ablenken oder zeitweilig unterdrücken können, so im Musikwerke die Nebenstimmen die Hauptstimme. Aus allem Wechsel wird dann endlich die Hauptstimme vervollständigt und verstärkt wieder durchbrechen, und der Schluß der Gesamtstimmung des Kunstwerkes Ausdruck geben. Die Musik ist die Sprache des Gemütes. Früher als dem Verstand oder dem Willen verleiht die Phantasie den Gemütsregungen ihren Ausdruck. So komponierte Mozart schon vom dritten Lebensjahre an, Haydn vom vierten. Freilich scheint es, daß die körperliche Kraft durch keine kunstschöpferische Tätigkeit so rasch verbraucht wird, wie durch das Musikschaffen. Die großen Komponisten wurden selten alt: Mozart, Schubert, Schumann, Mendelssohn starben früh, während viele Maler bis in das Greisenalter hinein schöpferisch blieben. Michelangelo, Tizian, Menzel seien hier angeführt. Daß in der Musik mehr wie bei anderen Künsten eine körperliche Veranlagung der gestaltenden Kraft des Geistes gegeben sein muß, zeigt sich auch daran, daß viel gute Musik wie im Traum, also mit Unterbewußtsein, geschaffen wurde. Einer der Söhne von Sebastian Bach war wahnsinnig, und doch musikalisch-schöpferisch. Mehr wie in jeder anderen Kunst drückt sich in der Musik die persönliche Eigenart aus. Zur Feststellung eines Komponisten genügt meist eine kurze Tonfolge aus einem seiner Werke. Darum ist es auch kaum möglich, beim Hören einer Musik sich in die bestimmten Gemütsregungen und die damit verknüpften Anschauungen hineinzuversetzen, die dem Meister gerade diese Musik eingaben.*) Jeder Hörer derselben Musik wird dabei etwas

*) Hier sei an die himmlisch-heitere D-dur-Symphonie Beethovens erinnert, die der Meister schuf, als ihm seine kommende Taubheit gewiß wurde.

anderes empfinden, oder gar denken, wie seine Mithörer. Mendelssohn wünschte für seine Lieder ohne Worte keine Worte, da auch poetische Worte die eigene Empfindung nicht erschöpfen würden. Dennoch lieben wir das Lied, indem sich der Gesang mit dem wörtlich veranschaulichten Gefühle vermählt. Immerhin bleibt das eine recht freie Ehe. Der Sänger und seine Zuhörer schweifen in Gefühl und Gedanken oft weit ab vom Wortlaut des Liedes.

Es scheint, daß musikalische Begleitungen zuerst bei taktmäßigen Körperbewegungen Anwendung fanden; so beim Rudern, Gehen und Tanzen. Begleiten doch auch heute noch die Matrosen ihre taktmäßigen Bewegungen mit gesangartigen Ausrufen, und die Soldaten ihren Gang mit Gesang.

Hier mag der Anfang zur Musik und auch zur Dichtkunst zu suchen sein, wenn man nicht die Erfindung der Sprache selbst, mit der das Wesen der Dinge sinnbildlich und lautnachahmlich durch die Phantasie dargestellt wurde, als den Anfang der Musik und der Dichtkunst zugleich erkennen will. Zweifellos bietet die Sprache mit ihren Sinnbildern und Anklängen den Stoff, den die freiwaltende Phantasie zum Dichtwerke gestaltet, gleich ob es als Lied, oder als Heldengedicht, oder als Sinnspruch das Herz erfreut, oder den Sinn bewegt. Dem Dichter bietet die Phantasie alle Anschauungen und Empfindungen zum Kunstwerke dar, die er körperlich oder geistig nur haben kann. Darum ist die Dichtkunst die freieste und am meisten geistreiche von allen Künsten. — Sie ist nach Rhythmus, Klang und zeitlicher Folge der Darstellung der Musik verwandt, nach der lebendigen Treue ihrer Schilderungen, nach dem einheitlichen Aufbau und dem harmonischen Einklang der Teile, den bildenden Künsten. — Ganz im Wesen der Phantasie erfolgt die dichterische Darstellung in der Bildersprache, die fortschreitend zu der Wirkung auf Gefühl, Verstand und Wille führt, die der Dichter beabsichtigte.

Bei der Frage, welches die ersten Dichtungen der Menschen waren, denken wir wohl an unsere Kinderzeit. Da war es das Lied. Aber wir wissen nicht viel von Liedern kindlicher Völker, die wohl singen, aber nicht aufschreiben. In den ältesten Teilen des „Alten Testaments“ tritt vorzugsweise der Sinnspruch auf, zumeist der Gleichsatz, z. B.

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes,
Und die Veste verkündigt seiner Hände Werk,“

dann auch der Gegensatz, z. B.

„Gerechtigkeit erhöhet ein Volk,
Aber die Gottlosigkeit wirft es darnieder,“

oder endlich der Fragesatz:

„Wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich wandeln?
Wenn er sich hält auf dem Wege des Herrn.“

Ähnlich finden sich in der altdeutschen Dichtung Sinnsprüche in alliterierenden Stabreimen. Die bedeutsamste Leistung dichterisch begabter Völker war aber von jeher das Götter- und das Heldengedicht. Die Vedas der Inder, das Buch der Richter der Juden, die Ilias der Griechen, das Niebelungenlied der Deutschen stehen hier oben an. Die Verehrung der Ahnen und der persönlich gedachten Naturkräfte bewegten Herz und Sinn der jugendlichen Völker am tiefsten, und regten ihre Phantasie aufs höchste an. Sie begeisterten nicht nur einzelne Dichter und Sänger, sondern große Chöre im Wechsel mit den einzelnen leitenden Stimmen. Es entstand die Tragödie. Der darstellende Schauspieler geht ganz in seiner Phantasie auf, er reißt seine Zuhörerschaft mit sich, so daß jeder das Dargestellte zu erleben meint in seiner Phantasie.

Die Verehrung der Ahnen und der persönlich vorgestellten Naturgewalten im demütigen Bewußtsein der Hülfsbedürftigkeit oder im jauchzenden Jubel des Dankes für erlebte Hülfe hat endlich auch zum Gottesbewußtsein, zur Religion, geführt. Die sinnbildliche Darstellung des schicksalwendenden Gottes bildete dazu den Anfang. — Die Sonne und die Gestirne, Tag und Nacht, Blitz und Donner, Frost und Hitze, auch die Ahnen als National-Schutzgeister sollten dargestellt werden. Obelisken, Pyramiden, Tiere, Fetische galten als Stellvertreter der Natur- oder Ahnengötter. Die Ahnen eines mächtigen Stammes wurden dann zu Volksgöttern: Indra, Ormuzd, Osiris, Zeus, Baal, Jahve. Ihnen wurden die sonst göttlich verehrten Naturkräfte verliehen. In dem vor allen Völkern religiös befähigten Judenvolke wandelte sich der Kriegsgott Jahve im Geiste seiner Propheten zum heiligen Volksgotte, und endlich durch Jesus Christus zum allgütigen Vater aller Menschenkinder. Hatte in der Darstellung Gottes die Phantasie die religiöse Wahrheit zu erfassen gesucht, so gewann sie im Streben Gott zu gefallen durch Hülfeleistungen an den Glaubensgenossen, nun auch Gewißheit über das Sittlich-Gute. — Zuerst suchte man durch Opfer, im Zeremonien- und Mysterien-Dienste, in Sakramenten sich die Güte der Gottheit zu sichern, bis im Christentum das Gebet und die reine Gesinnung gegen Mitmenschen und Gott als das einzig Gute von seinem Stifter erkannt wurde.

Endlich wollte die darstellende Kraft des Geistes in der Anschauung seines Gottes Erhabenes und Wohlgefälliges zu seinem Dienste schaffen: Tempel, schöne Gottesdienste und Gottesbilder entstanden. In der religiösen Kunst hat die Menschheit vorzugsweise und zuerst die Befähigung zur schönen Darstellung erlangt. Im Streben nach Wahrheit, Güte und Schönheit dauert die Vervollkommnung der Menschheit in der Kraft ihrer eigenartigen Phantasie noch immer fort.

Sollte aber diese darstellende, schaffende Kraft nur im Menschen (im microcosmos) allein und nicht auch in aller Welt (im macrocosmos) wirken?

Wir würden eine körperliche Welt nicht begreifen können, wenn sie uns ganz fremd, also unseren menschlichen Kräften unfaßbar wäre. — Noch viel weniger können wir glauben, daß die schöpferisch-gestaltende Phantasie nur im Menschen, und sonst nirgends zu finden sei. So dürfen wir vernünftigerweise glauben, daß eine der menschlichen Phantasie verwandte Geisteskraft auch im Kosmos dauernd schaffe, nur daß diese schaffende Kraft nicht wie die menschliche, eng beschränkt durch Raum und Zeit, auch schwach in ihrer Unkenntnis und Eigenliebe sei, sondern in allem vollkommen, in beglückender Allmacht, Freiheit und Liebe.

Meran. L. Kade.

Die Jesuiten.*)

Von einem Jesuiten. I.

Sie wünschten in Ihrer Nummer vom 9. April 1904 „einen Artikel über die Jesuiten von einem Katholiken“, weil Sie so oft in katholischer Rede dem Vorwurf der Unwissenheit in katholischen Dingen begegnet sind. Sie möchten gern Ihren Lesern „ein recht klares und richtiges Bild von den Jesuiten geben“. Dieser Wunsch ehrt die Redaktion und die Leser dieser Zeitschrift, denn wo man Klarheit und Wahrheit wünscht, ohne Rücksicht auf liebgewordene Ansichten, da ist ganz gewiß ehrliches Streben und Liebe zur Wahrheit, und wo dieses ehrliche Streben vorhanden ist, gehört eine Verständigung nicht zu den Unmöglichkeiten. Ein Satz in Ihrer Aufforderung könnte für den ersten Augenblick stutzig machen, denn Sie wollen später aus dem Artikel selbst nachweisen, warum Sie nach wie vor Gegner der Jesuiten sein und bleiben müßten. Doch schreckt mich auch dieser Satz von meinem Vorhaben nicht zurück, denn auch Gegner in prinzipiellen Dingen — und das werden wir ja im gewissen Sinne bleiben — können sich mehr verstehen und mehr achten lernen, können ganz besonders den gemeinsamen Boden herausfinden, wo gemeinsame Interessen vereinend wirken und zu gemeinsamer Arbeit anspornen.

*) Auf unsere Aufforderung in der Beilage zu Nr. 15 hat uns Herr Pater Duhr-München vorstehenden Artikel eingesandt. Die Beantwortung desselben durch Herrn Professor Herrmann-Marburg wird ihm auf dem Fuße folgen. D. R.

Aber einen Jesuiten achten? wird da vielleicht mancher Ihrer Leser fragen. Nie und nimmer! Auch das nehme ich nicht übel. Seit Jahren habe ich mich mit der protestantischen Literatur über und gegen die Jesuiten beschäftigt und zwar vom 16. Jahrhundert bis in die neueste Zeit. Wenn einer nur diese Literatur kennt — und das habe ich oft zu Freunden geäußert, so muß er uns für die abgefeimtesten Schurken halten, und ich kann deshalb einem Protestanten nicht böse sein: von der Kinderstube an, durch den Konfirmandenunterricht und das Gymnasium hindurch, selbst noch vom Katheder der Universität hört der Protestant von den Jesuiten Dinge, die nur bei Scheusalen, bei Teufeln in Menschengestalt möglich sind. Catholica non leguntur: wo diese Einseitigkeit Platz gegriffen, muß sie sich rächen und hat sich gerächt, nicht allein für die Erkenntnis der Wahrheit, sondern auch für das praktische Leben. Immer und immer wieder werden die gröbsten Fälschungen, wie die ekelhaften Monita secreta, das gotteslästerliche Fluchformular, der dumme Jesuiteneid usw. von protestantischer Seite gegen die Jesuiten verwertet. Große Volksmassen werden zum Schaden für die konfessionelle Eintracht in eine an die Hexenangst erinnernde heillose Panik hineingetrieben auf Grund der albernsten Märchen, und auf Grund ebensolcher Märchen kommt es beispielsweise nicht selten vor, daß sogar gebildete Protestanten bei dem General der Gesellschaft um Aufnahme in den Jesuitenorden und um Anstellung bitten!

Indem ich nach diesen Vorbemerkungen daran gehe, Ihrem Wunsche zu entsprechen, halte ich mich an der von Ihnen selbst vorgeschlagene Einteilung und suche nicht eine glänzende, aber eine klare Schilderung der Prinzipien, der Organisation und der Arbeit der Gesellschaft Jesu zu geben.

1. Die Prinzipien der Gesellschaft Jesu.

Die Prinzipien oder Grundsätze der Jesuiten sind keine anderen als die der katholischen Kirche, und sie können auch gar keine anderen sein, denn bei der straffen Organisation der katholischen Kirche kann ein religiöser Orden gar nicht in Tätigkeit treten, der andere Grundsätze aufstellte, und es würde bald seiner ganzen Tätigkeit ein jähes Ende bereitet, falls er sich später zu anderen Grundsätzen bekennen sollte. Jeder religiöse Orden bedarf der Bestätigung des Papstes, die erst nach langer Prüfung der Grundsätze des Ordens erteilt wird; jeder religiöse Orden kann nur infolge dieser Bestätigung und der Vollmachten, die ihm der Papst gibt, an sein Arbeitsfeld herantreten und auf demselben verharren. So und ganz genau so verhält es sich mit den Jesuiten. Würden die Jesuiten auch nur ein Dogma, auch nur einen Grundsatz der katholischen Kirche aufgeben oder ändern, so wären ihnen im selben Augenblick alle Kanzeln, alle Beichtstühle, alle Katheder verschlossen.

Was den Glauben angeht, so glauben die Jesuiten ganz genau — nichts mehr und nichts weniger — das, was die katholische Kirche glaubt: Dasein eines persönlichen Gottes, göttliche Weltordnung, Vergeltung im Jenseits, und hier haben die Jesuiten mit allen Theisten gemeinsamen Boden; ferner glauben die Jesuiten an die Gottheit Christi und Christi Lehre, und hier besteht Gemeinsamkeit zwischen Jesuiten und den gläubigen Protestanten. Dazu kommt die Lehre von der Kirche: Christus hat nach katholischer Auffassung eine Gemeinschaft gegründet und ihr in Petrus und seinen Nachfolgern ein sichtbares Haupt gegeben; in allen kirchlichen Dingen ist der Papst das Haupt der Kirche, dem die Mitglieder der Kirche als höchstem Lehrer, Priester und Hirten Glauben, Ehrfurcht und Gehorsam schuldig sind. Das letzte allgemeine Konzil (im Vatikan 1870) hat nur eine alte Lehre zum Glaubenssatz erhoben: daß nämlich der Papst dann und nur dann, wenn er als oberster Lehrer eine Lehre über den Glauben oder die Sitten als verpflichtend für die Gesamtkirche erklärt, durch göttlichen Beistand die von Christus seiner Kirche verheißene Unfehlbarkeit besitze — auch ohne die Zustimmung der Bischöfe. Daß der Papst als Mensch nach wie vor fehlen und irren kann, ist selbstverständlich. Die Entrüstung über schlechte Päpste teilen wir mit den Protestanten, aber wie Papst Leo sagt, dignitas in indigno haerede non deficit. Das gilt ja auch von anderen Ständen. Die Kirche ist nach unserer Auffassung göttlich, nicht die Menschen, welche die Kirche bilden, auch der Papst ist und bleibt Mensch, wie alle Kinder der Kirche. Die übertriebenen mittelalterlichen Ideen von einer direkten päpstlichen Allgewalt über alles Zeitliche wurden gerade von Jesuiten nachdrücklich bekämpft und modifiziert.

Auch die Moral, die Sittenlehre der Jesuiten ist und kann keine andere sein, als die der katholischen Kirche, aus den oben angeführten Gründen. Die Moral der katholischen Kirche ist der Dekalog und die näheren Bestimmungen des göttlichen Gesetzes, die Christus der Herr gegeben. Eine andere Moral als die Moral Christi ist in der katholischen Kirche einfach unmöglich, weil sie als Kirche Christi sich nicht in Widerspruch mit ihrem Herrn und Meister setzen kann. Die Anwendung der christlichen Moral kann systematisch nach engen oder weitgehenden Grundsätzen gefaßt werden: Rigorismus oder Laxismus. In beiden Systemen hat die Kirche eine ganze Reihe zu schroff oder zu lax gefaßter Grundsätze verworfen, und diese Grundsätze sind auch von den Jesuiten verworfen. Zwischen Rigorismus und Laxismus sucht das System des Probabilismus die Mitte zu halten, d. h. bei strengem Festhalten an den Forderungen des christlichen Sittengesetzes doch auch die Freiheit nicht ohne zwingende Gründe einzuschränken, also dort, wo die der Freiheit günstige Meinung sich wirklich auf gute Gründe (rationes vere probabiles) stützt, diese Meinung als praktisch zulässig zu verteidigen. Im allgemeinen wird jeder scharfe Beobachter finden, daß Männer, die an sich selbst sehr strenge Forderungen stellen, bei der Beurteilung fremder Fehler ein weiteres Herz zeigen und mehr für die Freiheit eintreten, als solche, die es bei sich selbst gar nicht so genau nehmen. Die Jesuiten haben sich für die Beurteilung des Nächsten, besonders der Beichtkinder, durchgehends an den Probabilismus gehalten, für sich selbst aber nicht allein die treueste Beobachtung der Gebote Gottes, sondern auch die Befolgung der evangelischen Räte: Willst du vollkommen werden usw. zur Lebensnorm erwählt.

Bei der Anwendung der Grundsätze auf die tausendfach verschiedenen Fälle des wirklichen Lebens sind wie bei allen Moralisten auch bei den Jesuiten falsche Entscheidungen vorgekommen. Aus einer falschen Entscheidung eines Richters folgt aber noch nichts für den Richter, weder für seinen Charakter noch für sein Wissen. So oft die Kirche solche Entscheidungen als unzulässig verworfen, haben die Jesuiten sich gefügt. Nach diesen Grundsätzen sind die Einzellehren der einzelnen Jesuiten zu beurteilen. Einige derselben sind unrichtig, andere sind entstellt worden, und wieder andere können nur mit Würdigung des ganzen Moralsystems verstanden werden. Gerade weil man sich auf Seite der Gegner vielfach nur an Einzelfälle gehalten, ohne das ganze System zu studieren, ist man zu den verwunderlichsten Ansichten und Anklagen gekommen. Wenn ein Protestant vorurteilsfrei die großen Moralwerke eines Suarez, de Lugo, Lessius, Laymann usw. wirklich durchstudiert, wird er unschwer eines besseren belehrt werden. Er wird auf einzelne Dinge stoßen, die ihm unrichtig, unzeitgemäß, ja vielleicht verwerflich erscheinen, aber die Lehre in ihrer Gesamtheit wird er als ein durchaus christliches, d. h. auf der Lehre Christi und der Väter aufgebautes System anerkennen müssen; er wird z. B. klar und deutlich ausgedrückt finden, daß etwas, was in sich schlecht ist, wie Unzucht, Diebstahl, Mord u. dgl. nach der Lehre der Jesuiten nie und nie gut werden kann, selbst wenn man den allerheiligsten Zweck damit verfolgen oder erreichen wollte.

Da die Jesuiten wie die katholische Kirche auf dem Boden der christlichen Moral stehen, ist ihre Stellung zum Staatswesen, Vaterland und zur Familie gegeben. Die Religion Christi ist international, nicht aber antinational, so auch die

Kirche. Auf dem Boden des Christentums haben alle noch so verschieden geartete Nationen ihre den Eigentümlichkeiten des Landes und des Charakters entsprechende Entfaltung genommen. Das Christentum zeigt der Vaterlandsliebe die schönsten Ziele, zugleich aber auch die Grenze. Liebloser, nur in die eigene grande nation verkeilter Chauvinismus und brutaler, alle anderen Nationen niedertretender Rassenhaß hat mit dem Christentum nichts mehr gemein. Das ist die Auffassung der katholischen Kirche und auch der Jesuiten. Leider Gottes müssen wir heutzutage fast überall nicht über zu wenig, sondern über zu viel Patriotismus (Chauvinismus, Panslavismus usw.) klagen, und davon sind auch einzelne Jesuiten nicht freizusprechen. Wie das Christentum die Liebe zum Vaterland geadelt und geheiligt, so auch die Liebe zur Familie. Wenn edle Menschenfreunde sich trotz aller Liebe zu ihrem Vaterlande von diesem Vaterlande trennen können, um in fremden fernen Landen für eine große Sache zu arbeiten, so ist eine Trennung von der engeren Familie trotz aller Liebe und trotz der innigsten Fortdauer dieser Liebe in der Lehre Christi grundgelegt und durch sie geheiligt. „Wer mich nicht mehr liebt als die eigene Familie, ist meiner nicht wert." Übertriebene asketische Mahnungen ausschlachten, um daraus den Haß der Jesuiten gegen das eigene Vaterland und die Lieblosigkeit gegen die eigene Familie herauszudeuteln, ist einer ernsten Forschung ebenso unwürdig wie dem ersten christlichen Gebote, der Liebe, nicht entsprechend. Innige Liebe zum deutschen Vaterlande, innige Liebe zur eigenen Familie ist mit der strengen Befolgung der katholischen Lehre wohl vereinbar — auch für den Jesuiten.

2. Die Organisation der Gesellschaft Jesu.

Die Organisation einer Vereinigung muß sich vernünftigerweise nach dem Ziele derselben richten, so auch bei der Gesellschaft Jesu. Das Ziel der Gesellschaft Jesu ist festgelegt in dem kleinen Büchlein, aus dem sie geboren, dem liber exercitiorum. Man wird in diesem Buche vergebens den Namen Protestant oder Häretiker suchen; das Büchlein beginnt mit dem „Seele Christi heilige mich" und schließt mit der Betrachtung über die unendliche Liebe Gottes. Nachdem die Seele in der ersten Woche durch innere Herzensumwandlung von dem Staube des Erdenwallens gereinigt, versenkt sie sich mehrere Wochen hindurch in das Leben, Leiden und die Verklärung Christi. Die ganze Persönlichkeit ohne Rückhalt einsetzen für das Reich Christi, für die Verherrlichung der göttlichen Majestät, soweit das uns hier auf Erden möglich ist, das ist der Entschluß, den die Exerzitien zeitigen sollen, und nichts anderes ist das Ziel der Gesellschaft Jesu. Alles andere in den Exerzitien ist Beiwerk. Dieses Blätterwerk, das für uns Deutsche manchmal zu sehr eine spezifisch spanische, südländische Zeichnung erhalten hat, kann ganz abgestreift werden, ohne daß der Stamm berührt wird. Aber dieses Beiwerk mit seiner südländischen Inanspruchnahme der Phantasie, um das Arbeiten des Verstandes zu konzentrieren, kann nicht ohne das größte Unrecht als die Hauptsache dargestellt werden. Das Reich Christi, die größere Ehre Gottes, das ist auch das in den Konstitutionen und in allen päpstlichen Bullen immer und immer wieder betonte Ziel der Jesuiten (Textnachweise bei Duhr, Jesuitenfabeln [3] 2—12). Die Verbreitung des Reiches Christi wird nach katholischer Lehre gefördert durch Bekehrung der Heiden und Zurückführung der Abgefallenen, Unterricht der Jugend, Seelsorge, Werke der Liebe usw. Das sind die Aufgaben, die Ignatius möglichst vollkommen verwirklichen wollte, und dafür gründete er mit einigen gleichgesinnten Gefährten die Compañia. Jerusalem war das erste Ziel seiner heißesten Wünsche, eine Reise dorthin seine erste Tat. An Deutschland und an die deutschen Protestanten hat Ignatius dabei, das ist nachgewiesen, gar nicht gedacht. Ignatius war ein praktischer Soldat; er wußte, was Organisation und Disziplin zu bedeuten hat.

Da war zuerst ein Haupt notwendig: der General der Compañia, er wird nicht vom Papst oder einem Fürsten bestimmt, er wird von den besten Offizieren der Compañia gewählt. Nach dem Tode des Generals treten in jeder Provinz (Deutschland, Österreich, Polen, Frankreich, England usw.) die 40 oder 50 ältesten Professen zusammen und wählen je zwei Wahlmänner. Diese beiden Wahlmänner einer jeden Provinz wählen zugleich mit den Provinzialoberen dieser Provinzen in Rom oder an einem anderen Ort den General. Dieselben Wahlmänner wählen eine Reihe von Beiständen für den General: die Assistenten für Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien usw., an deren Rat der General gewiesen ist. Der General ist zwar für Lebenszeit gewählt, könnte aber durch die General-Kongregation im Falle schwerer Vergehen abgesetzt werden: einer Tyrannis ist durch dieses Ventil vorgebeugt. Der General ernennt die Oberen der einzelnen Provinzen, denn wie die katholische Kirche, so ist auch die Gesellschaft Jesu nach nationalen Gesichtspunkten gegliedert. Gewöhnlich bestimmt der General den Provinzial aus den drei Namen, welche der Provinzialrat der betreffenden Provinz vorschlägt. Die Dauer der Amtszeit für den Provinzialoberen ist drei Jahre, wird aber bei größerem Geschäftskreis vielfach auf sechs Jahre ausgedehnt. Wie der General, so hat auch jeder Provinzial seine vom General ernannten (vier) Räte, die er in allen wichtigeren Geschäften hören soll. Ebenso werden die Oberen der Kollegien (Rektoren) oder Residenzen (Superioren) auf Vorschlag des Provinzials und seines Rates vom General ernannt. Auch die Hausoberen haben ihre Räte, denen sie die wichtigeren Dinge vorlegen müssen. Zum General oder Provinzial kann nur ein Profeß gewählt werden, d. h. einer aus der Reihe derer, die nach ca. 18jähriger Prüfungszeit und Bestehen des großen Examens über die gesamte Philosophie und Theologie zu den letzten feierlichen Gelübden vom General zugelassen worden sind. Die Priester, die zu diesen feierlichen besonderen Gelübden nicht zugelassen werden, heißen Coadjutores spirituales; sie legen die drei gewöhnlichen Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams öffentlich ab; sie können alle Posten als Hausoberen und dergl. bekleiden. Die Laienbrüder, die in Haus, Küche und Keller ꝛc. helfen, werden Coadjutores temporales genannt, auch sie legen nach ca. 10 Jahren die drei Gelübde öffentlich ab. Scholastici sind diejenigen, welche nach zweijährigem Noviziat und Ablegung der einfachen (drei) Gelübde sich in der Vorbereitungszeit zu den letzten Gelübden, sei es als Professen oder als Coadjutores spirituales befinden. Laienjesuiten außerhalb des Ordens kennen die Konstitutionen nicht. Als seltene Ausnahmen gestattete Ignatius einzelnen, so z. B. Franz Borgia, schon vor ihrem Eintritt in das Ordenshaus die Gelübde abzulegen, zur Ordnung verschiedener Angelegenheiten aber einstweilen noch außerhalb des Ordenshauses zu verweilen. Auch Affilierte im eigentlichen Sinne kennt das Institut nicht; man müßte denn unter Affilierten diejenigen verstehen, die, wie es auch bei den älteren Orden üblich ist, von dem General in die Gebets- und Verdienstgemeinschaft aufgenommen werden, dadurch aber in gar keine Abhängigkeit von dem General kommen. Der General erklärt durch Diplom, daß N. N. an allen Gebeten und Verdiensten der Gesellschaft Anteil habe: eine Verbindlichkeit, sei es welche nimmer, wird dadurch weder auferlegt noch übernommen. Solche Diplome finden sich in den Archiven vor. Auch die Mitglieder der im 16. Jahrhundert zu Rom entstandenen Marianischen Kongregationen stehen in keiner verpflichtenden Verbindung mit dem Orden. Die Marianischen Kongregationen wurden gegründet, als Hülfsmittel zur Bewahrung der sittlichen Integrität und treuen Erfüllung der Standespflichten, zuerst für Studenten, breiteten sich dann rasch auf die übrigen Stände aus. Das einzige, was der General dabei zu tun hat, ist die Aggregation der einzelnen Kongregationen an die erste Kongregation in Rom, weil daran nach päpstlicher Anordnung die Gewinnung der Ablässe geknüpft ist. Die Kongreganisten stehen in gar keinem Abhängigkeitsverhältnis zu den Jesuiten. Tausende Kongregationen werden

von Weltpriestern geleitet und bestanden auch nach der Aufhebung der Gesellschaft 1773—1815 weiter, also auch dann, als kaum noch Exjesuiten und kein General mehr existierten. Diese Tatsachen können durch übertriebene fromme Betrachtungen und rhetorische Ergüsse nicht aufgehoben werden.

Die Grundlage dieser so gegliederten Gesellschaft bilden wie bei allen katholischen Orden die drei Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Keines dieser Gelübde geht bei den Jesuiten wesentlich weiter als bei den anderen Orden Die Professen legen noch insbesondere das Gelübde ab: Gehorsam gegen den Papst für die Missionen, Unterweisung der Jugend, keine Prälatur innerhalb oder außerhalb der Gesellschaft zu erstreben. Der Gehorsam darf sich natürlich auch bei den Jesuiten nie auf etwas Unsittliches erstrecken. Daß die Oberen sogar eine Sünde anbefehlen könnten, ist eine zu abgeschmackte Behauptung, als daß ich mich hier dabei aufhalten möchte (Vergl. Jesuitenfabeln[3] 485—509). Man verwechselt bei den Zitaten aus dem Institut und den Briefen des Ignatius durchgehends das Gelübde des Gehorsams und die Tugend des Gehorsams. Die Tugend des Gehorsams geht viel weiter als das Gelübde. Das Gelübde des Gehorsams verpflichtet auch den Jesuiten nur zur äußeren Ausführung eines legitimen Befehls des legitimen Obern. Die Tugend des Gehorsams strebt auch nach Bekämpfung des eigenen Urteils oder der Lieblingsmeinungen, soweit dies möglich und moralisch zulässig ist. Preisgeben des Verstandes und Aufgeben des eigenen Gewissens sind aber unmoralisch und dürfen von keinem Jesuiten gefordert oder geleistet werden. Die so oft angeführten Bilder von blindem Gehorsam, Stab des Greisen, Kadavergehorsam usw. sind eben Bilder und dürfen deshalb nicht gepreßt werden: sie finden sich zudem wörtlich bei den Vätern und den alten Ordensstiftern, wie z. B. bei Basilius, Hieronymus, Augustinus und Franz von Assisi usw. Übrigens wird von Beamten und Soldaten viel mehr blinder Gehorsam gefordert als von Jesuiten Vom Soldaten kann ungefähr alles gefordert werden, auch der größte Heroismus und das als die größte Torheit Erkannte: von dem Jesuiten nicht. Der Soldat hat kein sofortiges Einspruchsrecht, wohl aber der Jesuit und zwar bis zum letzten Laienbruder. Der Rekurs gegen den Hausoberen an den Provinzial oder General, gegen den Provinzial an den General steht bei jedem Befehl jedem Jesuiten in jedem Augenblick frei, und durch die schärfsten Dekrete ist dieser Rekurs für jeden gewahrt und geschützt. Der Gehorsam ist bei den Jesuiten denn auch viel milder als bei den Soldaten durch die allgemeine Gleichheit. Dasselbe Haus, derselbe Tisch, dasselbe Kleid ist allen gemeinsam vom General an bis zum letzten Bruder; der Profeß kehrt heute noch sein Zimmer in gleicher Weise wie der geringste Laienbruder; in der Krankheit soll für alle in gleicher Weise gesorgt werden. Dazu kommt die allgemeine Absetzbarkeit aller Vorgesetzten. Ein Vorgesetzter, der kraft des Gehorsams zuweitgehende Forderungen — auch wenn dieselben in keiner Weise unsittlich wären — stellte, wäre die längste Zeit Oberer gewesen.

Die Anzeigepflicht ist ebenfalls vielfach mißverstanden worden; sie erstreckt sich im wesentlichen auf nichts weiteres als auf das, was die christliche Moral verlangt. Vergiftet einer die Brunnen und wird infolgedessen das Leben anderer gefährdet, so verlangt die christliche Moral die Anzeige; sucht ein tollkühner Mensch durch Verführung des Volkes das Staatswesen in heillose Verwirrung zu stürzen und namenloses Unheil herbeizuführen, so muß durch Anzeige vorgebeugt werden. Ebenso bei den Jesuiten. Stiftet einer schweres Unheil, so muß er angezeigt werden. Gehässiges Spionierssystem und lieblose gegenseitige Denunziationen sind unmoralisch und werden auch von den Jesuiten verworfen. Zudem würde ja ein solches System jedem edlen Menschen das Verbleiben in einer solchen Genossenschaft verekeln, und damit würde sich die Gesellschaft selbst am meisten schaden. Daß in diesem Punkte wie bei andern Ständen so auch bei den Jesuiten Fehler vorkommen können und vorkommen, soll natürlich nicht geleugnet werden.

Kurz, auch die Organisation der Gesellschaft zeigt uns nichts, was mit der christlichen Lehre in Widerspruch stände: für das Gegenteil ist kein Beweis erbracht.

Zum Bericht über den XV. Evangelisch-sozialen Kongreß in Breslau.

II.

„Das moderne Lohnsystem und die Sozialreform" behandelte Privatdozent Dr. Bernhard-Berlin. Die Sozialreform wird bestrebt sein, die an sich beweglichen Verhältnisse der Arbeiter: Arbeitszeit, Betriebssicherheit, Arbeitsmarkt usw. möglichst zu befestigen, um damit die Lage des Arbeiters zu sichern. Am schwierigsten ist diese Befestigung beim Lohn, den nicht nur Weltmarkt, Höhe der Preise, Ausbildung der Arbeiter immer wieder ins Schwanken bringen, sondern auch die fortschreitende Technik, wie dies im Buchdruckergewerbe sich gezeigt hat, wo die Einführung der Setzmaschine sofort eine große Bewegung in die Lohnfrage brachte. Jeder technische Fortschritt verändert jetzt Arbeitszeit, Arbeitsmöglichkeit, Anforderungen an den Arbeiter wie auch den Lohn. Demnach fordert der Referent nicht einen staatlich festgestellten Mindestlohn, der leicht die Norm überhaupt für den Lohn wird, sondern Lohntarife, die zwischen Arbeitgebern und Arbeiterorganisationen vereinbart werden. Diese Lohntarife aber können nicht festliegen, sondern müssen nach Maßgabe der Fortschritte der Technik beweglich sein, daher muß eine Wissenschaft sich bilden, die diese Tarife unter genauester Berücksichtigung aller einschlägigen Momente feststellt und immer neu bearbeitet, in schnellster Anpassung an veränderte technische Verhältnisse müssen Tarifämter arbeiten und Schiedsgerichte die Tarife auslegen. Hier müssen die beiden Gruppen, die Arbeitgeber und Arbeitnehmer, zusammen arbeiten unter nationalen Gesichtspunkten, hier ist ein Weg gewiesen zur Festigung der Lage der Arbeiter und zum sozialen Frieden.

Zu diesen Ausführungen brachte ergänzend Fabrikbesitzer Freese-Berlin als ein über die technische Zusammenarbeit hinaus einigendes Moment, als einen Ersatz des alten patriarchalischen Verhältnisses zwischen Arbeitgeber und Arbeiter: „die Gewinnbeteiligung", neben dem festen tarifierten Lohn ein Prozentsatz von dem am Jahresschluß bleibenden Überschuß. 40 Betriebe in Deutschland, 12 in der Schweiz, 100 in Frankreich, 80 in England, 30 in Amerika haben die Gewinnbeteiligung, verschieden der Art nach, aber im Prinzip eingeführt. Im Gegensatz zu der Meinung, daß der Friede zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer überhaupt nicht mehr herzustellen sei, weist der Vortragende auf seine Erfahrung von Jahren hin: Die Arbeitsfreude wird erhöht, die Vergeudung an Material wird vermindert, innerliche Beziehung zur Arbeit und zum Arbeitgeber hergestellt und endlich ist hier die Möglichkeit zur Bildung von Hülfskassen gegeben. Folgende Punkte sind für eine wirksame Durchführung des Prinzips zu beachten: 1) Jede Willkür muß ausgeschlossen und die Prozente und Maßstäbe festgesetzt werden. 2) Die Regelung hat für Beamte und Arbeiter getrennt zu erfolgen. 3) Der Maßstab der Berechnung ist der Lohn. 4) Das Eigentum am Gewinn muß anerkannt und darf nicht aus irgend welchen Gründen einbehalten werden. 5) Wenigstens die Hälfte der Summe ist zu zahlen, während die andere Hälfte Hülfskassen zugewandt werden kann. 6) Die Prüfung der Bilanz hat durch einen Bücherrevisor zu erfolgen. 7) Das Statut für die Gewinnbeteiligung ist im Verein mit einem Arbeiterausschuß festzusetzen. Der Höchstsatz, der gewährt werden kann, dürfte 15 v. H. des Gesamtertrages nicht übersteigen. Auch die Landwirtschaft mit ihrer Leutenot kann hier ein Mittel gegen diesen Schaden finden. —

Aus der Fabrik in die engen Räume der Heimarbeit und unter die dort von den modernen Wohlfahrts- und Schutzvorrichtungen noch wenig erreichten und gebesserten Arbeitsverhältnisse und die mit kümmerlichstem Lohn und großer Konkurrenz arbeitenden Heimarbeiter führt uns Fräulein Dyrenfurth in Berlin und der Korreferent Dr. Wilbrandt auf Grund folgender Thesen über „Die weibliche Heimarbeit“:

1) Die Klagen und Beschwerden der Arbeiterschaft wie die große Zahl der amtlichen und privaten Untersuchungen, die die Zustände in der Hausindustrie geprüft haben, ergeben übereinstimmend: Daß in den Verhältnissen der Hausindustriellen eine neue gesetzliche Ordnung geschaffen werden muß, sowohl im Interesse dieser selbst, als um der Entwicklung des gesamten Arbeiterstandes willen.

2) So groß auch die Nachteile erscheinen, welche gegenwärtig mit der hausindustriellen Betriebsform verknüpft sind, so kann der Gesetzgeber ihre Ausmerzung nicht ins Auge fassen, weil für zahlreiche Einzelpersonen, Invalide und Gebrechliche, vor allem aber für die große Gruppe der Familienmütter, die häusliche Erwerbsarbeit unentbehrlich ist und, soweit sich die volkswirtschaftliche Entwicklung übersehen läßt, auch in Zukunft wünschenswert und unentbehrlich bleiben wird.

3) Es ist darum erforderlich, zwischen den Bedürfnissen dieses Volksteiles, dem Interesse der übrigen Arbeiterschaft und den Forderungen der öffentlichen Gesundheit einen Ausgleich zu suchen.

4) Die richtige Mittellinie liegt in einer Gesetzgebung, welche einerseits in spezialisierter Weise den sehr abweichenden Verhältnissen in den verschiedenen Hausindustrien Rechnung trägt und andererseits auf ganz neue Bahnen des Arbeiterschutzes einlenkt.

5) A. Allgemein zu regeln ist: 1) Die Registrationspflicht für die Hausindustrie. 2) Die Einbeziehung der Hausindustrie in die Kranken- und Invalidenversicherung. 3) Die Unterstellung der Gehülfenbetriebe unter die einschlägigen Bestimmungen der Gewerbeordnung. B. Durch spezielle Verordnungen sind in einzelnen Hausindustrien: 1) Die Familienbetriebe unter die sanitäre Kontrolle der Gewerbeinspektion zu stellen. 2) Obligatorische Vertretungen von Arbeitgebern und Arbeitnehmern zu bilden, welche die Lohnverhältnisse des Gewerbes rechtskräftig regeln.

6) Infolge solcher Ordnungen würde die hausindustrielle Betriebsform eine berechtigte Stellung im Ganzen der Volkswirtschaft einnehmen, und die menschlichen Vorzüge, die ihr innewohnen, zur Entfaltung kommen können.

Zu diesem Punkt wurde eine Resolution beschlossen mit folgendem Wortlaut:

„Der Evangelisch-soziale Kongreß tritt dafür ein, den Arbeitern und Arbeiterinnen der Hausindustrie 1) die Wohltaten der Versicherungsgesetze, besonders der Krankenversicherung, 2) die Fürsorge der Arbeiterschutzgesetzgebung, soweit möglich, zuzuwenden; insbesondere möge hierzu gefordert werden a. die Erweiterung der Aufsicht der Gewerbeinspektoren auf die Hausindustrie und Anstellung weiblicher Gewerbeinspektionsbeamten, b. die allmähliche Durchführung von Tariffestsetzungen zum Zweck der Erhöhung der Löhne, 3) die Bestrebungen auf Organisation der Heimarbeiter und Heimarbeiterinnen sollen mit allen Mitteln unterstützt werden.“

Gerade auch auf diesen Vortrag gedenken wir später noch einzugehen, zumal, wenn uns der Bericht des Berliner Heimarbeiterkongresses beschäftigen wird.

Noch sei einer interessanten Verhandlung gedacht, die nicht unmittelbar mit dem Kongreß zusammenhing, aber unter Professor D. Harnacks Vorsitz stattfand und stark besucht war: Pastor von Broecker aus Halle a. S. besprach: „Die religiöse Krise in der Arbeiterschaft.“ Die Arbeiterschaft wendet sich von der Kirche ab, weil sie meint, daß durch sie Lebens- und Kulturfreude gehemmt und nur „Muckerei“ gefördert werde, daß die Kirche Klassenkirche sei und der „Reaktion“ diene, daß das Christentum bildungsfeindlich sei und dem Denken und der Wissenschaft nicht stand halte, daß es „Dummheit“ sei! Eine Predigt und ein Verhalten der Geistlichen, das im Gegensatz zum Pietismus am Weltleben ernste Freude habe und der Kultur nicht feindlich gegenüberstehe, das den Ausdruck offener, herzlicher Brüderlichkeit unter absoluter Beseitigung aller Klassenbevorzugung darstelle und nicht Orthodoxie, sondern fromm und frei Jesus und sein Evangelium den Menschen darbietet, vermöge die religiöse Krise zu überwinden. Mit Mut und Glauben gilt es an diese Arbeit zu gehen. v. Broecker hat richtig die Gründe der Krise und die Heilmittel gezeichnet, aber hatte nicht Lic. Schian-Görlitz recht, der meinte, daß eine neue Krise erst eintreten müsse, für die jetzige Arbeiterschaft sei die Krise vorbei, sie sei gegen Religion und Kirche verschlossen. Das braucht nicht zu entmutigen, zumal Harnack recht haben wird, der es aussprach, daß eine religiöse Neubelebung der höhergebildeten Schichten sicher auch auf die Arbeiterkreise wirken werde. Es wird gelten, auf der Bahn, die v. Broecker in Übereinstimmung mit dem Gedanken des kirchlichen Liberalismus gezeichnet hat, weiterzuarbeiten, denn was er aufstellt, sind nicht Parteiforderungen, sondern schlichte, notwendige Konsequenzen des Evangeliums Jesu, wie sie auch der Deutsche Protestantenverein seit Jahren betont hat.

Noch vielerlei könnten wir und bedeutendes erwähnen aus den lebenden Reden D. Naumanns, von den Bemerkungen in den Diskussionen, von Gedanken, die uns über der Tagung kamen. Nur zweierlei sei noch erwähnt.

Die Staatsregierung war durch den Oberpräsidenten von Schlesien, Grafen Zedlitz-Trützschler, der fast allen Verhandlungen, soweit seine Zeit es erlaubte, (auch der v. Broeckerschen Versammlung) beiwohnte, und der mit herzlichem Wort unter Wahrung seines eigenen Standpunktes den Kongreß begrüßte, vertreten. Der preußische Oberkirchenrat hatte den Konsistorialrat Kapler mit seiner Vertretung betraut und brachte durch ihn herzliche Wünsche. Das Schlesische Konsistorium war unvertreten. — Wie schade, daß nicht immer kirchliches und weltliches Regiment so groß denkt, sondern daß es gar manchmal durch sein Fernbleiben von vornherein ein Unternehmen in die Opposition schiebt. Wir fühlten nichts von höherer Weihe oder gouvernementalem Druck durch die Anwesenheit dieser beiden vornehm und fein auftretenden Regierungsvertreter, es hat auch keiner wohl ein Wort gemodelt oder gestrichen um ihretwillen (und es ging hier und da recht scharf her in der Kritik), aber weil man nicht zum Fenster hinaus schreien mußte, sondern zu Anwesenden persönlich sprach, ward durch solche Gemeinschaft der Gesamthaltung ein Trotz genommen, der sonst so verständlich, aber gewiß nicht der Sachlichkeit förderlich ist. Ich mußte unwillkürlich daran denken, ob es einmal eine Zeit für unsere Kirche geben wird, da ihr Kirchenregiment in der Lage ist, auch auf einem Protestantentage sich vertreten zu lassen?

Und zweitens: Mir ging's durchs Gemüt, als ich des Geistes dachte, der da arbeitete und große, weite, schöne Gedanken vor uns entrollte, und der großen nationalen Ziele des Kongresses dachte, wie ist's möglich, daß noch mehr, daß Tausende und Abertausende kommen? „Wir sind ein denkender Kongreß“, sagte Naumann; das Denken ist nicht jedermanns Ding, gewiß, aber sollten nicht doch noch mehr zu erreichen sein? Wie? Durch Organisationen? Der Kongreß zählt nach dem guten Bericht seines eifrigen Generalsekretärs, Pfarrers Lic. Schneemelcher-Rummelsburg, 850 Mitglieder, die kirchlich-soziale Konferenz Stöckers zählt deren u. W. über 6000. Sollen wir da nachahmen und wie jene tut, agitieren und organisieren? Naumann sagte es uns, daß es der Mut des Protestantismus und sein Glaube gewesen sei, die Seele frei zu machen von der Bevormundung und sie zum Eigenleben zu reizen. Sollen wir katholisch werden und durch Organisationen wieder bevormunden wollen? Oder ist's wirklich Erdenschicksal, daß der Knechte immer tausende — der Jünger nur zwölf sein sollen? Vielleicht, daß der Bericht doch manchen zum Mitsinnen über die Frage reizt: Wie helfen wir dem Evangelisch-sozialen Kongreß, dem auch unser Blatt dienen will an seinem Teil, zu größerer Wirksamkeit für sein herrliches Ziel, soziales Gewissen zu wecken und so den sozialen Frieden zu schaffen und immer neu zu gestalten?

Alfred Fischer.

Soziale Aufgaben.

Wer auf dem Lande seine Jugend verlebt hat und in den Werkstätten kleiner Meister sich umgesehen hat, konnte vor 20, 30 Jahren überall noch beobachten, wie die Gesellen und Lehrlinge durchaus zur Familie gerechnet wurden, am Tische des Meisters saßen und in seinem Hause wohnten.

Es wurde gearbeitet von morgens bis abends, mit kurzer Unterbrechung am Mittag. Natürlich waren die Gesellen auch zu Überstunden bereit, wenn die Arbeit drängte. Erst wenn der Meister aufhörte, ruhten auch die Gesellen. Es wird vielerorten in kleinen Städten und auf den Dörfern noch jetzt so sein.

In den größeren Städten freilich wird diese Ordnung nur noch vereinzelt vorkommen. Unter dem Einfluß des modernen Geistes und unter dem Drucke der Sozialdemokratie ist das Verhältnis zwischen Meister und Gesellen und auch schon zwischen Meister und Lehrlingen ein ganz anderes, durch Arbeitsordnung und Lehrbrief fest geregeltes geworden. Die Gesellen haben ihre bestimmte Arbeitszeit, die für einzelne Betriebe zwar noch eine verschiedene ist; die Gesellen wohnen in der Regel nicht mehr beim Meister oder Arbeitgeber, essen nicht mehr an seinem Tische, verlassen mit dem Glockenschlag die Arbeitsstätte, auch wenn der Meister sich noch plagen muß, und lassen sich für die Überstunden bezahlen. An diesen Verhältnissen wird sich in der Folgezeit nicht mehr viel ändern lassen. Dieser neue Zustand hat gute und üble Folgen gezeitigt: Es wird der Überanstrengung der Gesellen, die gewiß vorgekommen ist, gewehrt, auch das Recht der Arbeitnehmer gegenüber den Arbeitgebern genauer bestimmt und abgegrenzt, das Selbstbewußtsein, oft auch das Pflichtgefühl gestärkt, der Arbeitslohn gehoben. Aber das persönliche Verhältnis zwischen Meister und Gesellen wird auch gelockert. Meister und Gesellen achten darauf, daß der abgeschlossene Arbeitsvertrag genau gehalten wird auf beiden Seiten; als zwei einander gleichberechtigte Vertragsschließende stehen sie einander gegenüber. An die Stelle gütiger Verabredung tritt in Kampfeszeiten die Sperre und der Streik. In Schlachtordnungen aufgestellt, messen die beiden Parteien manchmal ihre Stärke; beide Parteien glauben auch ein gutes sittliches Recht zu vertreten. Die Arbeitgeber wollen Herren bleiben in ihren Betrieben, behalten sich vor, ungeschickte, unfleißige, widerwillige Arbeiter zu entlassen, und andererseits treten die Arbeiter geschlossen auf wider ein Unrecht oder eine Übervorteilung, die vielen oder einem unter ihnen angetan werden sollte, und erklären sich solidarisch. Natürlich ist auch heute noch das Verhältnis zwischen Meister und Gesellen hier und dort sehr verschieden. Bei dem einen bleiben die Arbeiter lange, bei dem anderen findet ein häufiger Wechsel statt, zum Schaden des Betriebes. Es gibt aber immer noch Meister, die ihre Gesellen 20, 30 Jahre und bis auf Lebenszeit behalten. Da stellen sich auch in der neuen Zeit persönliche Beziehungen zwischen Meister und Gesellen heraus; an den freudigen und leidvollen Verhältnissen der Familie seiner Arbeiter nimmt der Arbeitgeber teil und umgekehrt. Gegenseitiges Wohlwollen, Freundschaft und Vertrautheit bilden sich aus. Auch die Krupp und Stumm haben zu ihren Tausenden von Arbeitern freundliche Beziehungen unterhalten und für ihre Arbeiter Fürsorge getroffen, indem sie ihnen zu Wohnungen verhalfen, Altersspensionen aussetzten, Haushaltungsschulen gründeten usw.

Einer der schlimmsten Notstände aber, denen man immer wieder begegnet, ist die Entlassung alt gewordener Arbeiter. Ihre Kräfte haben abgenommen, sie können nicht mehr alle Arbeiten verrichten, z. B. ein alter Zimmermann oder Maler. Wird nun ein solcher Arbeiter entlassen, so fällt es ihm außerordentlich schwer, in einem anderen gleichen Betriebe eine Stelle zu finden. „Ich bin alt und abgenutzt, Wenn man über 50 Jahre alt ist, findet man keine Stelle mehr", das sind die Klagen, die wir so oft aus dem Munde beschäftigungsloser Arbeiter hören. Was sollen sie machen? Sie können nicht alle selbständig werden. Eine Stelle als Bote, Aufseher, Hausmeister findet sich auch nicht immer; die Ersparnisse sind gering, die Kinder sind verheiratet und haben mit sich zu tun. Es scheint uns doch alles darauf hinzudrängen, ein Arbeiterpensionsgesetz oder eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit von Reichs wegen zu schaffen, die freilich wieder eine große Belastung bringen, aber auch manche nichtverschuldete Not abwehren oder mildern wird. Aber es dünkt uns, als ob hier auch Meister, die einem großen Betrieb vorstehen und viele beschäftigen, eine soziale Pflicht hätten, nämlich solchen Arbeitern, die etwa als Maler oder Tischler oder Zimmerleute 20, 30 Jahre in ihrem Dienste gestanden haben, nicht ohne die zwingendsten Gründe zu kündigen, sondern sie so lange als irgend möglich in ihrem Dienste zu behalten. Wenn solchen altgedienten Arbeitern einfach gesagt wird: „Ich habe keine Arbeit mehr für Sie", so entsteht leicht das Gefühl eines erlittenen Unrechts. „Die Zitrone ist ausgepreßt, jetzt wird sie weggeworfen! Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, jetzt kann er gehen!" das sind die Worte, mit denen diese Entlassenen ihrem Grimme Luft machen. Ein wohlwollender Arbeitgeber, der vielleicht selbst von der Pike auf gedient hat, der dürfte doch, wenn er allmählich unter seinem alten Arbeiterstamm Viertel- und Halbinvaliden hat, auch für diese noch Beschäftigung finden, auch wenn er den Lohn des Arbeiters etwas herabsetzen müßte. Wenn der alte Maler nicht mehr auf dem Gerüste arbeiten kann, so kann ein beschäftigter Meister ihm doch wohl eine Arbeit zuweisen, die vom Boden aus oder von geringer Höhe zu leisten ist. So wird es in vielen anderen Betrieben auch sein. Der Arbeitgeber wird sich dadurch nicht allein Liebe und Vertrauen seines alten Arbeiters erhalten, sondern auch das Zutrauen der jüngeren Arbeiter zu ihm steigern, während diese die Entlassung eines älteren Mannes auch als ihre Sache und ihr künftiges Los ansehen und so innerlich von ihrem Meister oder Arbeitgeber sich loslösen. Bei den heutigen Arbeitsverhältnissen, wo die beiden Parteien so oft en vedette gegen einander stehen, haben unseres Erachtens die Arbeitgeber als die Stärkeren sich auch leiten zu lassen von sittlichen Grundsätzen, und das würde ihnen auf die Dauer auch keinen wirtschaftlichen Schaden bringen. Nicht alles, was vor dem Gesetze recht ist, ist vor einem zarteren Gewissen zu verteidigen. Neben dem Geschäftsinteresse gilt es zu unserer Zeit die sozialen Pflichten zu bedenken und die Bedeutung unserer Handlungen auf unsere Umgebung zu erwägen.

O. V.

Vom Büchertisch.

Ernst Ege, Luther auf Koburg. Ein dramatisches Stimmungsbild, Leipzig, Fr. Jansa. Preis 50 Pf.

Eine schöne sinnige Gabe. Luther ist kraftvoll gezeichnet. Die Situation, aus der das Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott" hervorgewachsen ist, ist lebendig geschildert. Es fehlt auch nicht an warmen, innigen Tönen. Leicht aufführbar, wenn die Personen richtig gewählt werden, kann das Stück — etwa an einem Gemeindeabend — erhebend und begeisternd wirken. Möchte es häufigen Gebrauch finden.

Vegesack. Baars.

Protestantische Monatshefte.

Heft 5, vom 21. Mai.

Inhalt.

Seite

Paul Kirmß, Über Predigtvorbereitung 161
Wilhelm Eisen, Lukas Kranach der Ältere 169
Julius Webský, Calvin als Antitrinitarier verdächtigt 183

Literatur.

Gustav Claß, Die Realität der Gottesidee (Emil Sulze) 189
Wilhelm Herrmann, Die sittlichen Weisungen Jesu (Eduard Grimm) 190
Johannes Weiß, Die Offenbarung des Johannes (W. Staerk) 192
Wilhelm Bahnsen, Epistel-Predigten (Aug. Werner) 194
Karl Dunkmann, Das religiöse Motiv im modernen Drama (Aug. Werner) 198
Sulze-Böhmert, Die Frage des Patronatsrechts und die Wahl der Geistlichen durch die Gemeinde (J. Webský). 199

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 26.

Bremen
Berlin.

25. Juni 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Zum Schulkampf in Württemberg. — Noch einmal § 166 des Deutschen Strafgesetzbuches. — Nachrichten. — Anzeigen.

Zum Schulkampf in Württemberg.

Also dennoch! Der 8. Juni hat die Entscheidung gebracht, und eine Entscheidung, welche zum Ausgangspunkt einer gesunderen Gestaltung unserer Verhältnisse werden dürfte: mit 13 gegen 11 Stimmen hat unsere erste Kammer, unter Absehen von dem das letzte Mal gemeldeten Vermittlungsvorschlag des Grafen Pückler-Limpurg, der auch für die Regierung unannehmbar war, dem prinzipiell schärfsten Gegenvorschlag des Fürsten von Quadt-Wykradt, der lediglich geistliche Bezirksschulinspektoren, ob auch im Hauptamt, zulassen und so die Herrschaft der Kirche über die Schule in Permanenz erklären will, ihre Zustimmung erteilt, trotz der im Namen des Staatsministeriums abgegebenen nachdrücklichen Erklärung des Ministerpräsidenten v. Breitling, daß eine solche der Ablehnung des Regierungsentwurfs gleichkommende Entscheidung „die vorhandenen Gegensätze auf dem Gebiet des Verhältnisses von Staat und Kirche zur Schule in ernstem Maße verschärfe und die auf eine Ausgleichung dieser Gegensätze gerichtete Politik der Regierung erschweren müßte". Half alles nichts, als daß nur um so deutlicher der Korb ausfiel, den die Regierung erhielt, die denn auch ihrerseits prompt dafür quittierte durch Zurückziehung der ganzen Vorlage, wodurch der Versuch des Fürsten von Löwenstein-Rosenberg, wenigstens die drei ersten Paragraphen zu retten, von vornherein zu einem aussichtslosen Verlegenheits-Nachspiel sich gestaltete. Gottlob, daß wenigstens diesmal die Antwort der Regierung an Raschheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Denn so ist doch, trotz der augenblicklichen Niederlage der Regierung und Volksvertretung, *eines* gewonnen, was vielleicht mehr wert ist als der bescheidene Fortschritt, der in der Regierungsvorlage enthalten war: *Klarheit*, unvergleichliche Klarheit darüber, wo der eigentliche Hemmschuh eines jeden noch so maßvollen Fortschritts für unser Land, der uns einzig vor radikaleren Umgestaltungen schützen könnte, wirklich sitzt: daß es eine Unmöglichkeit ist, mit einer feudalkatholischen ersten Kammer, wie wir sie in unserem Württemberg haben, überhaupt irgend einen Ruck nach vorwärts zu tun. Wer es bisher immer noch nicht wußte, dem *müssen* jetzt die Augen darüber aufgehen, welche Sinnlosigkeit es ist, die Entscheidung über das Endschicksal der Gesetze eines zu $^2/_3$ evangelischen Landes von der Zustimmung einer in ihrem standesherrlichen Hauptelement zu $^3/_4$ katholischen Kammer abhängig zu machen, deren Mehrheit, wie der Fürst von Qnadt-Wykradt mit prachtvoller Offenherzigkeit bemerkte, auf dem Gewissensstandpunkt steht, daß „in keinem gesetzgebenden Körper *die Katholiken* einer solchen Regelung zugestimmt haben". Deutlicher ist in unserem Lande vielleicht noch niemals ausgesprochen worden, daß die maßgebende Instanz für unsere erste Kammer nichts anderes als eben das *katholische Gewissen* bildet: vollends eben in Fragen, wo die geistige Physiognomie, die unser Volk jetzt und künftig tragen soll, in Verhandlung kommt. Wenn das unser für gewöhnlich gegen formelle Verfassungsfragen so gleichgültiges schwäbisches Volk nicht aus seiner Lethargie aufrüttelt, dann ist nichts mehr dazu im stande. Aber gottlob versteht es in derlei Sachen auf die Dauer doch keinen Spaß. Und so hat — ein Zeichen der Zeit — bereits das „Schwäbische Wochenblatt", das eigentliche Organ der „Deutschen"-Nationalliberalen Partei unseres Landes in einem Extrabeiblatt die Parole ausgegeben: „Schutz der protestantischen Majorität", und der Regierung die Frage vorgelegt, „ob sie auch fernerhin gewillt ist, ihre Arbeit durch eine durch und durch reaktionär und ultramontan gesinnte kleine Minderheit lahm legen zu lassen?" Sobald die Regierung sich ernstlich auf den evangelisch-liberalen Volksgeist stützen und diesen zu seinem Rechte verhelfen will, kann sie mit der ersten Kammer, deren Existenz schließlich längst nur von der Gnade der Regierung abhängt, welche sie als einen Schutz für sich gegenüber der Volksvertretung seinerzeit eingeführt und nach der freiwilligen Abdankung des 48er Jahres wieder ins Leben gerufen hat, anfangen, was sie will. Nur gehört eben ein ernsthafter Wille dazu, der das Eisen schmiedet, so lange es warm ist. Leider hat sich aber der katholischen Mehrheit bis zuletzt nicht bloß auch ein evangelischer Standesherr zugesellt, nämlich (während Graf Pückler-Limpurg mit sich reden ließ) eben der schon das letzte Mal charakterisierte ultra-pietistisch-orthodoxe Graf Bentreck-Waldeck, der so die innere Verwandtschaft des orthodoxen Konservatismus mit dem mittelalterlichen Papismus urbi et orbi vordemonstriert hat, sondern auch einen evangelischen Pfarrer und Ortsschulinspektor konnte der Vorkämpfer des katholischen Gewissensstandpunkts, Fürst Quadt, als Eideshelfer für seine Auffassung vorführen. Und zwar einen, der unaufgefordert und ihm persönlich unbekannt an ihn geschrieben habe, um ihn zum Festhalten an seinen ablehnenden Standpunkt zu ermuntern, indem er die üblen Wirkungen der Schulvorlage im einzelnen ausmalt, namentlich weil dann unter Umständen ein „akademisch gebildeter" Ortsschulinspektor unter einen „nur seminaristisch gebildeten Bezirksschulinspektor" zu stehen kommen könnte! Hat dieser nette Amtsbruder, der freilich insgeheim mehr Genossen hat, als man wünschen möchte, auch bedacht, was für ein erbärmliches Zeugnis von erbärmlichem Neid und charakterloser Prinzipwidrigkeit er sich und seinem Stande ausstellte, als er mit derlei Motiven in einem solch ausgesprochenen Prinzipienstreit dem Vorkämpfer des katholischen Gewissens beizuspringen für seine Aufgabe erachtete? So lange solche evangelischen Pfarrer unter uns noch möglich sind, kann man sich natürlich nicht wundern, wenn in unserem Volk der Glaube an den Geist des Fortschritts auch in unserer Kirche nicht allzu mächtig ist, aber auch über das andere nicht, wenn von den entschlossenen Anhängern des Fortschritts noch der andere Schluß gezogen wird: Fort mit jedem Einspruchsrecht der Kirche in der Schule überhaupt! Wenn ein Mensch seinem Stande wie seiner Kirche einen schlechten Dienst geleistet hat, so ist es dieser evangelisch-geistliche Eideshelfer des katholischen Fürsten von Quadt-Wykradt. Gottlob, daß wir seinen Namen nicht wissen!

Noch einmal § 166 des Deutschen Strafgesetzbuchs.

Nicht das erste und nicht das letzte der drei im § 166 beschriebenen Delikte veranlassen den Wunsch einer Streichung des Paragraphen, obwohl auch ihre Bezeichnung revisionsbedürftig ist, sondern das zweite. Daß dieses Delikt gegen einige Religionsgemeinschaften ebenso wenig begangen werden kann, wie die Begehung der hier verbotenen Handlung wider andere, wenn auch nicht dem Wortlaute, so doch dem Sinne des Gesetzes nach, geradezu eine Kulturaufgabe sein kann, liegt auf der Hand. „Einrichtungen und Gebräuche", die zu bekämpfen eine sittliche, eine Kulturaufgabe sein könnte, kennt der Protestantismus nicht. Der Katholizismus — von anderen Religionsgemeinschaften zu schweigen — wimmelt davon. Die Reliquienverehrung, der Ablaß, die Ohrenbeichte, der Cölibat, die Prozessionen, der Rosenkranz — das sind solche Einrichtungen und Gebräuche. Zahllose gute Katholiken erkennen genau die sittlichen Gefahren und das Unchristliche darin; aber die vis inertiae erlaubt ihnen nicht, ihrer Erkenntnis Ausdruck oder Folge zu geben. Zahllose andere halten diese Einrichtungen und Gebräuche für notwendige religiöse Institutionen, glauben ihr Seelenheil abhängig von dem Festhalten daran und ihre Religiosität kehrt sich darüber in das Gegenteil um. Diese Einrichtungen und Gebräuche zu bekämpfen ist eine Gewissenspflicht, die auch die heilige Schrift in vielen Stellen dem Christen zur Vorschrift macht. Aber Bekämpfung in wie vorsichtiger Sprache, mit wie ehrlichen und anständigen Waffen immer, erscheint der Bigotterie stets als Beschimpfung. Sie mag in rein protestantischen Ländern mit großer Schärfe und einer gewissen, aus der Sache erklärlichen Leidenschaftlichkeit geschehen, — der Staatsanwalt kümmert sich nicht darum. In streng katholischen Ländern erhebt er Anklagen wegen Beschimpfung auch gegen den, der jene Einrichtungen und Gebräuche unter guter Begründung als unstimmig zu der christlichen Weltanschauung, als Mißbräuche, kennzeichnet.

Aber man kann einer Religionsgemeinschaft das antun, was das Strafgesetzbuch nach der ratio legis geahndet wissen will, ohne ihre Einrichtungen und Gebräuche zu beschimpfen. Man verleumdet und beschimpft eben die Stifter und die geistigen Führer der Religionsgemeinschaft. Und, da jede Religionsgemeinschaft sich eins fühlt mit denen, die ihr das Gepräge gegeben haben, so wird mit jener persönlichen Verunglimpfung dasselbe erreicht, was mit der Beschimpfung der Einrichtungen und Gebräuche anderer Religionsgemeinschaften, nur daß es noch tiefer verwundet und schmerzt, also den konfessionellen Frieden noch empfindlicher stört.

Und so gibt der Paragraph dem Katholizismus freies Spiel, den Protestantismus zu beschimpfen, während er es diesem zur strafbaren Handlung auslegt, wenn er jenen da auch ohne Beschimpfung ernstlich bekämpft, wo er am meisten angreifbar ist und wo aufklärender Angriff geradezu als ein Kulturgebot erscheint.

Da es nun schwer sein wird, ein strafbares Delikt zu konstruieren aus der wie immer sittlich verwerflichen historischen Lüge und Verleumdung, und, da das zweite der im § 166 beschriebenen Delikte ohne solche Auslegung nur sehr unvollkommen der ratio legis entspricht, überdies aber die Beschimpfung einer Geistesrichtung, der Weltanschauung, der eine menschliche Gemeinschaft huldigt, gewiß keine erfreuliche Erscheinung, doch aber kaum als ein Verbrechen zu konstruieren ist, und da endlich die praktische Tendenz der fraglichen Strafbestimmung, die die Erhaltung des konfessionellen Friedens anstrebt, erfahrungsmäßig nicht erreicht ist, würde die Streichung des Satzes von „oder wer" bis „beschimpft" gewiß durchaus zu empfehlen sein. Vielleicht ist eher eine Mäßigung als eine Verschärfung des konfessionellen Streites von solchee Streichung zu gewärtigen. Daß das Gesetz nur solchr Religionsgemeinschaften, die Korporationsrechte erlangt haben, schützen will, ist, nebenbei bemerkt, eine ungerechtfertigte Ungleichheit.

Daß im ersten und im letzten Satze des Paragraphen der Ausdruck „beschimpfend" vermieden werde, scheint mir durchaus geboten. Der Tatbestand des Verbrechens der Gotteslästerung wird genügend gekennzeichnet durch den Satz: „Wer dadurch, daß er öffentlich Gott lästert, ein Ärgernis gibt", oder: „Wer durch öffentliche Gotteslästerung Ärgernis gibt . . .", und der Tatbestand des Verbrechens der (kurz gesagt) Kirchenschändung wird vielleicht sogar zweckmäßig ausgedehnt, wenn man den Unfug überhaupt, nicht nur den „beschimpfenden", — übrigens hier ein recht vager Begriff — unter Strafe stellt. A. E.

Nachrichten.

Allgemeines.

Die **Deutsche Lutherstiftung** zur Gewährung von Beihülfen an kinderreiche Lehrer- und Pfarrerfamilien zur Erziehung der Kinder hielt in Naumburg am 30. und 31. Mai ihre Jahresversammlung, auf der 17 Hauptvereine vertreten waren. Prediger D. Scholz, Berlin, als Vorsitzender berichtete, daß 47 000 im vergangenen Jahr — 731 690 *M.* seit Bestehen des Vereins — an Beihülfen, zu zwei Dritteln an Lehrer und zu einem Drittel an Pfarrer, gewährt worden seien.

Über den „Verein abstinenter Pastoren" wird uns ein Aufruf zugesandt, zu lang, um ihn abzudrucken. Der Verein will die zur Bekämpfung der Trinksitte geleistete Arbeit der Geistlichen unter spezifisch kirchlichen und religiösen Gesichtspunkten organisieren, der Kirche Einfluß auf die moderne Abstinenzbewegung sichern und die Kirche dem Einfluß der modernen Abstinenzbewegung erschließen. Zu näherer Auskunft sind gewiß gern bereit die vier Unterzeichner, zu denen auch unser Freund Pastor Baars, Vegesack, bei Bremen gehört, Pastor Rolffs, Osnabrück, Altemünze 15 B, Pastor Haacke, Rickling (Holstein), Pastor Bottke, Stolp (Pommern). Organ ist die Halbmonatsschrift: „Die Abstinenz", die für den Jahresbeitrag von 2 Mk. gratis geliefert wird.

In Basel hält vom 30. August bis zum 2. September der **internationale Kongreß für Religionsgeschichte** seine 2. Sitzung. Veranlaßt gelegentlich der letzten Pariser Weltausstellung 1900 durch die Section des sciences religieuses der „École des Hautes Etudes" in Paris, hatte er einen sehr befriedigenden Verlauf. Der erste Band seiner Actes ist erschienen bei Leroux (Paris), war uns leider aber noch nicht zugänglich. Jedenfalls werden wir mit voller Kraft für den religionswissenschaftlichen Betrieb der Theologie wo immer eintreten und deren Ergebnisse für die Gemeinde nutzbar machen. Und mit bestem Dank gedenken wir unserer Universitätslehrer, welche das schwierige Gebiet der vergleichenden Religionswissenschaft bearbeiten, im Hinblick auf Basel aber der Männer, die den Kongreß garantieren: Orelli, Bertholet, Boehringer, Duhm, Wernle, Furrer, Schmiedel 2c. Man wird naturgemäß wie in Paris in allgemeinen Versammlungen und in Sektionen verhandeln. Letztere behandeln 1) die unzivilisierten Völker mit Einschluß der Peruaner und Mexikaner; 2) Chinesen und Japaner; 3) Ägypter; 4) Semiten; 5) die indischen und iranischen Religionen; 6) Griechen und Römer; 7) Germanen, Kelten und Slaven; 8) die Christen. — Die Mitgliederschaft kostet 20 Fr. Der interkonfessionelle Charakter ist gewahrt: Katholiken wie Freidenker, Protestanten und Juden, Buddhisten und Muselmänner sind eingeladen.

Protestantisches.

(Protestantenverein.) Wir veröffentlichen gern widerholt folgende Zuschrift in einer gerechten Sache:

Eine Anzahl Frauen beabsichtigt folgendes Gesuch an den Vorstand des Dtsch. Protestantenvereins zu richten:

„Die unterzeichneten Frauen ersuchen den Vorstand des

Dtsch. Protestantenvereins, am 22. Protestantentage im Oktober 1904 in Berlin die Annahme der folgenden Resolution vorzuschlagen:

> Der 22. dtsch. Protestantentag spricht den Wunsch aus, daß die Zweigvereine mehr, als es bisher geschieht, ihre weiblichen Mitglieder zur Mitwirkung an den Aufgaben der Vereine und an den Arbeiten der Vorstände heranziehen mögen.
>
> Begründung:
>
> Es scheint uns eine Pflicht der Gerechtigkeit, den Frauen, die in großer Anzahl zu den ordentlichen Mitgliedern der einzelnen Vereine gehören, die das aktive Wahlrecht zum Vorstande ausüben, auch das passive zuzugestehen. Frauen nehmen an allen Veranstaltungen der Protestantenvereine in größerer Anzahl als die Männer teil und sind stets bereit gewesen, die Interessen der Vereine zu unterstützen. Frauen, denen in vielen Fällen die Erziehung der Jugend zufällt, sollten doch dorthin berufen werden, wo es gilt, wahrer Religiosität und echtem Christentum eine Bahn zu brechen."

Es ist sehr wünschenswert, daß diese Petition von möglichst vielen Frauen unterschrieben wird. Frauen, welche zum Unterschreiben bereit sind, werden gebeten, ihren Namen möglichst bald an Frl. Martha Zietz, Eutin, Weberhain 4, zu schicken.

(Provinz Brandenburg.) Ein Mißgriff scheint passiert zu sein bei der Referentenwahl auf der kirchlichen Konferenz der Kurmark, ein erfreulicher Mißgriff, der hoffentlich in manches harmlose Orthodoxengemüt eine Unruhe bringt, die nicht sobald zu Ruhe kommen möge. Der Referent, Gymnasialprofessor Riehm aus Halle, hat in seinem Referat: Hat die christliche Weltanschauung die Naturwissenschaft zu fürchten? folgende Sätze vertreten: Die evangelische Kirche erkennt prinzipiell die Berechtigung jeder von der Wissenschaft gefundenen Wahrheit an; sie entwickelt sich infolgedessen fortdauernd. Daher ist es ungerecht, wenn ein Naturforscher seine Jugenderinnerungen über christliche Weltanschauung der wissenschaftlichen Weltanschauunng von heute gegenüberstellt. Die Kirche muß aber, um den Vorwurf der Rückständigkeit und Unwahrheit zu vermeiden, ihren Gemeindegliedern auch von der Kanzel herab und bei Kasualreden klar machen lassen, daß die Anschauungen über einige Punkte der evangelischen Lehre heute anders geworden sind, als zur Zeit der Abfassung der Bekenntnisschriften. Solche Punkte sind z. B. die Verbalinspiration, die Geschichtlichkeit der ersten Erzählungen der Bibel, das Fürwahrhalten aller in der Bibel erzählten Wunder, die Auferstehung des materiellen Leibes. Das Fürwahrhalten der biblischen Wunderberichte ist nicht der Glaube, der uns selig macht. Auch für denjenigen, der die Wunder Jesu für geschichtlich hält, sind sie nicht Grund des Glaubens an Jesum. Für den seligmachenden Glauben sind sie nur von untergeordneter Bedeutung. Darum kann demjenigen, der auf Grund seiner wissenschaftlichen Überzeugung auch die Möglichkeit von Wundern überhaupt leugnen zu müssen glaubt, aus diesem Grunde allein der lebendige Christusglaube nicht abgesprochen werden. Die Ergebnisse der Naturforschung machen die Annahme eines Schöpfers und Regierers der Welt nicht nur möglich, sie weisen sogar auf eine solche hin. Entwicklungslehre und Darwinismus gehören lediglich in das Gebiet der Naturforschung. Der lückenlose Kausalzusammenhang findet sich nur innerhalb der anorganischen Natur, höchstens noch in der Pflanzenwelt. Der Mensch ist ihm keinesfalls unterworfen, sondern besitzt einen innerhalb gewisser Grenzen freien Willen. Der für die christliche Weltanschauung charakteristische Zweckbegriff kann unmöglich durch den Kausalitätsbegriff verdrängt werden. Die Seele, da sie nicht der Kausalität unterworfen ist, ist nicht Objekt der Naturforschung; daher kann auch keine Naturforschung die Unsterblichkeit der Seele mit einigem Rechte in Frage stellen. — Und in seinem Referat hat er (nach der „Krzztg." vom 28. April) u. a. gesagt: Die Predigt solle praktisch und erbaulich sein, so sage man, und habe keine Zeit für Erörterungen aus dem Gebiet des Wissens — auch könne Verwirrung angerichtet werden. Aber unsere Zeit fordere doch eine deutliche Weltanschauung. Man solle doch trotz aller Bedenken den Mut haben und zeigen, daß die Theologie seit Luther nicht umsonst gearbeitet hat, ja, man solle wagen, selbst über Luther hinauszugehen in der Gewißheit, daß der heilige Geist auch heute noch wirksam ist und im Vertrauen auf den Herrn der Kirche. Wenn darüber eine Beunruhigung entstehen, ja selbst wenn Irrtümer unterlaufen sollten — sei es drum! Es ist besser, als die bleierne Gleichgültigkeit. Es gelte Wahrhaftigkeit bis aufs äußerste.

Die Naturgesetze sind nicht über den Dingen, sondern in den Dingen, Ausnahmen von den Naturgesetzen seien „tatsächlich unmöglich". Wunder seien nur vorläufig etwas Unerklärbares. — Danach kann man verstehen, daß der Referent nur teilweisen Beifall und allgemeinen Widerspruch erntete. Nur einer nahm ihn in Schutz und lobte den tiefen, vorsichtigen und doch mutigen Vortrag und sagte nach dem Referat der „Krzztg.": Für ihn gebe es überhaupt keine Naturgesetze. Naturgesetze sind für ihn eben der Ausdruck für den Willen Gottes. Wenn wir nur in der Hauptsache sicher sind, was uns keine Wissenschaft nehmen kann: daß Gott die Welt geschaffen und uns durch Christus erlöst hat, dann ist der persönliche Glaube gedeckt; freilich nicht die christliche Weltanschauung, die sich ja in den verschiedenen Köpfen sehr verschieden malt. Im letzten Grunde und im Tiefsten ist doch Einigkeit vorhanden, nur in Vorstellungsformen herrscht größte Verschiedenheit. — Was die Forderung des Referenten anlange, in der Predigt die Ergebnisse der Wissenschaft zu berücksichtigen, so ergibt sich schon hieraus, daß wir vielen Leuten mit der Vorstellungsform auch den Inhalt nehmen würden. Da unsere Arbeit eine Erziehungsarbeit ist, so müssen wir damit sehr vorsichtig sein. — Das war der Vorsitzende der Konferenz: Generalsuperintendent D. Köhler. — Es ist erfreulich, daß solche Referate in kirchlichen Versammlungen gehalten und von ihnen das einfache Verdammungsurteil früherer Zeiten ferngehalten wird. — Aber was wird die den Teufel der modernen Theologie bannende „Lutherische Rundschau" sagen: „Über Luther hinausgehen" — einfach schauderhaft!

(Königreich Sachsen.) In der Pfingstwoche fanden in Leipzig die gewohnten Missionsversammlungen statt. Für die Mission unter Israel berichtete Graf Otto Vitzthum v. Eckstädt, daß aus dem Vorstand P. D. Kaiser ausgeschieden und P. v. Harling die Leitung auch des institutum Delizschianum der Judenmission übernommen hat und mit dem Rücktritt des Sekretärs P. Anacker zum 1. Oktober auch dessen Stelle übernehmen werde. Die Einnahmen vom 1. Juli 1902 bis 31. Dez. 1903 betrugen samt Kapitalien 46 507 *M.*, die Ausgaben 43 549 *M.* Ein Werbe-Flugblatt wurde im vorigen Jahre in 348 500 Abzügen und das neue Blatt: „Friede über Israel" in 18 750 Abzügen verteilt. In Galizien, dem wesentlichen Arbeitsgebiete des Vereins wirkt P. Zöckler in Stanislau und P. Weidauer in Tolina und als Rektor des Diakonissenhauses P. Schmeißer in Bukarest. (Interessant wäre es uns, über die Erfolge, nicht nur über die Ausgaben, etwas zu hören. Die Red.) Die Jahresfeier der Heidenmission selbst wurde durch einen Gottesdienst in der Nikolaikirche eröffnet. Der Jahresbericht des Missionsdirektors Dr. von Schwarz meldete, daß die auf 777 Orte bei 42 Stationen verteilte, von 34 europäischen Missionaren und 26 eingeborenen Pastoren geleitete Missionsgemeinde unter den Tamulen auf 21 411 Seelen zurück-

gegangen sei, weil das Gebiet sehr weitschichtig und schwer zu versorgen sei. Leider habe das Werk unter den Wirren der ausgeschiedenen Missionare leiden müssen, und aus der eröffneten Theologenklasse könnten erst in drei Jahren neue Kräfte zur Verfügung stehen; dazu kommt, daß gegenwärtig 6 Missionare und 4 Lehrerinnen, deren es jetzt 11 gibt, auf Urlaub in Europa sind. Die von 9025 Schülern und Schülerinnen besuchten Schulen erforderten 30 700 Rupien. Die Ausgaben sind durch Reisen zwischen Indien und Europa sehr gestiegen und Einschränkungen notwendig. Nach 27jähriger Wirksamkeit hat Missionar Gehring sich noch über die Vollendung der Revision des Fabricius-Neutestamentes gemacht. Missionskandidat Oldewage aus Hannover wurde durch Prof. Dr. Walter von Rostock abgeordnet.

Am folgenden Abend fand eine öffentliche Versammlung statt, in der P. D. Hölscher einen ausführlichen Bericht über seine Visitationsreise nach Indien gab. Die Kollekte ergab 900 *M.* Missionsenior Althaus berichtete alsdann über die erfreulichen Aussichten der Mission unter den Dschagganegern in Afrika, welche 84 Heidentaufen bei 250 Seelen aufweist, während die Wakambamission noch manche Stockung aufzeigt; sind doch Sprache und Sitten und dergl. vielfach schwer hinderlich.

Der evangelisch-sozialen Vereinigung in Sachsen ist es sauer gemacht worden, für ihren Festgottesdienst zur ersten Tagung eine Kirche zu bekommen. Nun hat man's einem Pastor verdacht, daß er von der Kanzel herab auf diese Tagung aufmerksam gemacht hat. In einer Ephorie Sachsens hat man aus der Ephoralkonferenz vier Geistlichen die Mitgliedschaft unmöglich gemacht, weil sie unseres Erachtens nach dem Bericht des „Neuen Sächs. Kirchenblattes" durchaus rücksichtsvoll, aber doch von ihrem Gewissen getrieben dem Evangelischen Bunde Boden zu gewinnen suchten in Gemeinden, deren Pfarrer diesem Bunde nicht hold sind. — Wie kümmerlich ist das alles in unserer Zeit, in unserer Kirche, in unserer ernsten Lage.

(Berlin.) Pastor Franke in Görlitz und Hülfsprediger Müller an Andreas wurden von den Körperschaften der Zionsgemeinde und Pastor Gebhardt-Hirschberg wurde an die Luthergemeinde zu Pfarrern gewählt. — Von der Stadtsynode und den Kreissynoden bringen wir bald einen Berliner Brief. — In der Heiligkreuzgemeinde ist der Grundstein für eine neue Kirche am 30. Mai gelegt worden. — Die neue Marthakirche der Emmausparochie in der Glogauerstraße ist am 29. v. M. in Gegenwart des Kronprinzen eingeweiht worden.

Ausland.

(Österreich.) Der Deutsch-evangelische Bund für die Ostmark ist an der Arbeit, Ortsgruppen zu schaffen; in Cilli, Stainz, Leibnitz, Fürstenfeld, Ischl, Iglau, Triest sind in den letzten Wochen unter dem üblichen Schelten der Römischen, das wir ihnen durchaus nicht verdenken, dessen Formen freilich mit Christentum, Geschmack, Anstand und Bildung mancherlei Konflikte zeigen, Ortsgruppen zusammen getreten.

(Frankreich.) Die Bewegung, welche durch die Verurteilung der Loisyschen Bücher seitens der Inquisition erfolgte, dauert an. Eine unübersehbare Fülle von Literatur entsteht für oder gegen Loisy, zum Teil mit sachlich fördernder Kritik. Loisy selbst leidet von diesem Sturm um seine Person. Er ist von zarter Gesundheit, mehr stiller Gelehrter als Bahnbrecher im Volk. Zur Zeit hält er keine öffentlichen Kurse, weil ihm der Andrang lediglich neugieriger Personen zuwider war. Seine Bücher aber wirken fort. Sie verdienen auch unter uns noch eine ernstere Würdigung, wiewohl sie für den deutschen Theologen kaum neue Prinzipien liefern.

Römisches.

Die **Römischen** trösten sich angesichts der nicht mehr totzusagenden Los von Rom-Bewegung nach der Dortmunder „Tremonia" mit einer Hin zu Rom-Bewegung in England und Amerika. Zunächst unkontroliert sind die Berichte über große Erfolge (Zahlen sind nicht genannt), die eine Mission der Paulistenpatres in Newyork gehabt haben soll. Der Ruhm, in 80 Jahren 10 000 Konvertiten gehabt zu haben aus der mit Resten römischen Wesens reichlich ausgestatteten und durch die Bewegung der Ritualisten in römischem Sinne beeinflußten englischen Hochkirche, ist nicht übermäßig groß. Die Mahnungen von Geistlichen, die sich protestantisch nennen und zum Katholischwerden auffordern, können doch nur komisch wirken. Über diese Dinge erwarten wir Berichte aus Amerika und England.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Pilgersheimerstr. 2/II.

Dr. O. Beeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. Mk. 0.80.
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Soeben erschienen:
Die Lehre vom Sohne Gottes.
Von Pfarrer **Altherr**, Basel.
Preis 1 Mk.
Die Schrift verdankt ihre Entstehung einem Preisausschreiben der Ludwigsstiftung, deren Kuratorium eine populäre Darlegung der Lehre vom Sohne Gottes in den verschiedenen Religionen verlangte. Pfarrer Altherr, Basel, ein angesehener Schriftsteller auf religiösem Gebiet, gewann mit der vorliegenden Schrift den Preis.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen, sowie der unterzeichnete Verlag entgegen.
Carl Schünemann, Bremen.

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Soeben ist erschienen:
Reidjers & Heimkehr.
Eine Erzählung aus der Lüneburger Heide.
Von Diedr. Speckmann.
Mit Buchschmuck von Th. Herrmann.
Preis 2 *M.* für das boschierte und 3 *M.* für das hochf. geb. Exemplar.
Bestellungen nehmen die Buchhandlungen sowie auch der unterzeichnete Verlag entgegen.
Carl Schünemann,
Bremen.

Soeben ist im Selbstverlage des Verfassers, Ülzen, erschienen:
Gerhard Taaks,
Zwei Entdeckungen in der Bibel.
Preis **1** Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Soeben erschien:
Predigten
in der Neuen Kirche zu Berlin gehalten
von
Pfarrer D. Dr. P. Kirmß.
Band I. 2. Auflage.
Im Jahre 1903 erschien:
Band II.
Preis eines jeden Bandes geheftet *M.* 5.—, gebd. *M.* 5.80.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verlage
Georg Reimer, Berlin W. 35.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.